

Badische Landesbibliothek Karlsruhe

Digitale Sammlung der Badischen Landesbibliothek Karlsruhe

Der Volksfreund. 1901-1932 1931

235 (10.10.1931) Die Mußestunde

Die Mußbestunde zur Unterhaltung und Belehrung

41. Woche 51. Jahrgang Unterhaltungsbeilage des Volksfreund Karlsruhe, 10. Oktober 1931

Aus dem Chorwerk „Aufmarsch“

Text von Max Bartel.

Die Bergleute

Vom Licht in die Nacht,
da fahren wir alle
aus dämmernder Halle
hinab in den Schacht.
Wir holen die Kohlen,
das Gold aus der Nacht.
Wir strengen in Gängen,
so wie uns befohlen.

Dampf donnert das Erz,
wild führen die Wände.
Es zittert und blutet
manch Arbeiterherd.
Die schlagenden Wetter
im giftigen Schacht,
die haben schon viele
zur Strecke gebracht.

Es kommt unere Zeit:
Wir fahren zur Freiheit!
Und holen uns selber
das Licht und die Welt!
Dann jansen die Fahnen,
dann donnert das Erz,
dann blühet des Volkes
unsterbliches Herz!

Reise ins Märchen

Ein Tag in Rothenburg o. T.

Jede Reise wird unter anderen Voraussetzungen gemacht. Die eine soll der Wiederaufrichtung der Gesundheit dienen, die andere wird unternommen aus Freude an dynamischer Bewegung, jeden Tag etwas Neues zu sehen, viele bewegende Eindrücke zu empfangen. Wieder ein anderer tummelt sich in der Welt, um seinen Wissen drang zu befriedigen, seine Kunstbetrachtungen zu bereichern und zu erweitern und wieder ein anderer will nichts als sich volltrinken mit den Herrlichkeiten der Natur, in grünender, schmelzender Weise zu liegen, auf türmende Berge schoben zu steigen, in der kühlenden Luft neue belebende Kraft zu schöpfen für spätere Alltags Mühsal und Plage.

Eine Reise ins Märchen möchte ich es nennen, wenn man durch ungemein liebliche, sonnenüberflutete mittelfränkische Lande fahrend, plötzlich die Sicht bekommt auf die alte ehemalige freie Reichsstadt Rothenburg, die wie ein Wunder auf einer Hügelinsel hingebaut, sich ganz bittaria dem Weichauer vom Zug aus darzut. Schon dieser erste Augenblick genügt, um vollständig von der ganz eigenartigen Schönheit dieser Stadt, allen Ballastesz von gestern lebhaft aufzumachen und zu genießen.

Vom Bahnhof aus besticht man sich, durch das moderne, höchst belagerte und unwelehtliche Rothenburg zu kommen, um bei einem der alten Tore, die wichtig die historische Stadt beschirmen, Einlaß zu finden und staunend weiter zu schreiten. Enge Sträßlein, mit halberstem Pflaster, Haus an Haus gelehnt, eins neben das andere, Blumen an den kleinen Fenstern, dort ein schönes Gestrüß, hier eine wunderbar geschmückte Tür, eine vorbildlich geschweifte Treppe, ein Platz, der sich plötzlich weitet mit einem wunderbaren Brunnlein darauf, ist das nicht wirklich ein Märchen, ein Tat gewordenes Märchen für uns Menschen des zwanzigsten Jahrhunderts, mit unierem Tempo, unierer himmelstürmenden Technik?

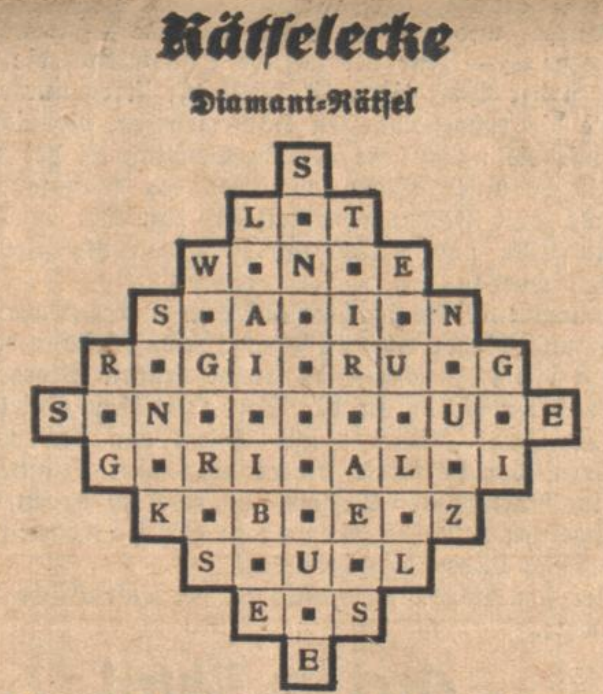
Ganz rubig wirft du hier in dieser zauberhaften Stadt, ganz still und einfach wird dir zumut, alles Laute und Saitine schüttelst du von dir ab und willst nichts als nur schauen, all diese Wunder in

dich aufnehmen und genießen. Der schönste Marktplatz Deutschlands öffnet sich dir im Weiterstreiten mit dem gemalten Renaissancebau seines Rathauses. Der Eindruck ist wirklich einzigartig. Dieser Rathausbau zeugt von dem Machtbewußtsein und Gewerbesleiß seiner Bürger. Keine klassische Unterwürfigkeit und kriecherliches Mudertum irgend einem Fürsten gegenüber, sondern selbstbewußter Stolz, freibeitliches Selbstbewußtsein konnten Mittel und Plan für solch ein Gebäude aufbringen. Enge Lichtböe finden sich hinter dem Rathaus, reizvolles Verteilen von Licht und Dunkel wie auf Rembrandts Gemälden. Und gar ein Törfchen mit ganz ausgetretenen Stufen, seinem Steinbildwert darüber und einer altgotischen Ampel zum Gruß, köstliches Kabinettstück entschwindender Jahrhunderte. Hier schwingen Töne in uns, die sonst schwingen müssen, entsüßt genießt Aug' und Herz seltene Stimmung, aus Jugendromantik und Reifechlichheit zusammenkombiniert. Unmüßlich jedes Tor, wichtig in seiner schubkietenden Kraft hineinführt, jedes geschwängte Brunnlein mit fein zielerten Figuren, jedes hochalbeklige Patrizierhaus, jedes laudige Eckfen, jedes neugierige Erdkerlein, jedes verschwiegene Türlein und verstedte Gärtdchen zu erwähen. Ein Eindruck jagt den anderen. Man muß manchmal den Atem anhalten vor Entzuden, so harmonisch flut sich eines zum anderen. Die wichtige Jakobuskirche birgt der Kunstschätze gar viele, den herrlichen Blutaltar von Niemannscheider, dem bekannten Würzburger Meister, dessen 400. Todesstag wir am 7. Juli dankbar gedachten, eine wundervolle Sakramentsnische u. a. m. Durch das Burgtor gelangt man in den reizvollen Burggarten, der eine weite Sicht auf Stadt und Taubergrund gewährt und dem müden Wanderer mögliche Rast baut. Im Tale winkt das Topplerischhöhen, ein furiöser Bau, küßn an die Tauber geschachtelt, der Lustigt von Rothenburgs größtem Bürgermeister, Heinrich Toppler, der reiche Blüteszeit über seine Vaterstadt gebracht. Aber wie es immer im Leben geht, der befähigte Führer, von Erfolge zu Erfolge gedrängt, wird von mißbilligten Nebenbuhlern betrachtet, bergwöhnt und endlich zu Fall gebracht. Topplers Leben hat manchen Dichter gelodet, es ist ein dankbares, farbenfrohes Sujet.

Das alte Dorf Dettwang hat tief im Tale unten und weit hin steht man der Tauber silbriges Band sich durch die liebliche Landschaft schlängeln.

Ein Rundgang von anderthalb Stunden den alten, unverlebrt erhaltenen Wehrgang entlang, bietet ungläublich viel der Abwechslung und Bereicherung. Von Turm zu Turm führt der schmale Weg, nach außen hin mit Schießgarten versehen, der Stadt zu mit einer Galerie geöffnet und hier und da mit hohen Treppchen verbunden. Alle Minute öffnet sich ein anderes Bild. Man sieht in lichtbunten Höfen, verwitterte Häuser, winklige Gassen, vom Alter blindgewordene Fenstergehäusen, alte, verkrüppelte Bäume, die in engen Gärtdchen ein lazes Dasein führen. Man ahnt menschliche Not hinter den knarrenden Türen, zittert, daß hinter der romantischen Fassade auch die moderne Zeit mit ihren unerbittlichen Forderungen einbebrunnen ist und findet seine nur leise fragenden Zweifel bestätigt in einer Unterredung mit der Frau eines Arbeitslosen, die mich die dreihundert Stufen einer der vielen Türme mit hinaufschleift, um mir die prächtige Rundsicht von oben zu zeigen und ein paar Groischen Trinksold zu verdienen. Erschütterung packt mich, als ich das Innere dieser „Rotwobnung“ beutachten konnte. Ein großer vierediger Raum mit vier Fenstern, die schlecht schließen nach allen Windrichtungen, bietet einer lechzdöckigen Familie Schlaf-, Es- und Wohngelegenheit. Wie mag dort oben der Wind um die Ecken brausen! Holz, Wasser und alles sonst zum Leben nötige muß die Frau die dreihundert wintigen Stufen hinauftragen. Wie oft im Tag mag sie Stufe um Stufe hinaufklimmen, müde am Umfallen? Ein Kind ist tubertulös, kein Wunder, wenn man das Wasser von den Wänden tropfen sieht. O Rothenburg, plötzlich ist dein Zauber dahin, deine Romantik dünkt mich lügenhaft, der Menschheit ganser Jammer packt mich an.

Schnell eile ich weiter, aber etwas Trübes ist in meine Verückung gekommen und es dauert lange, bis ich die gewollte Ein-



Die Punkte dieser Abbildung sind durch Buchstaben zu erledigen und zwar derart, daß wagerecht zu lesende Wörter entstehen. Sind es die richtigen Wörter, so ist die längste senkrecht mit der längsten wagerechten Linie gleichlautend.

Rätsel

Fünf Damen wurden auf den Kopf gestellt;
Da ward aus einer aleich ein Knabe.
Die zweite rauscht als Fluß durch diese Welt.
Die dritte bringt dem Kinde Labe.
Die vierte ist als Rauch bekannt,
Die fünfte liegt in fremdem Land.

Rätselaufösungen

Ubrerätsel: Obstweinglas.
Umwandlungsrätsel: Serbjecinaug.
Richtige Lösungen sandten ein: Julius Grimmer, Frau Anna Rimmler (Len.), Karlsruhe; Karl Anerer, Otto Pilmann, Speierberg.

Anekdoten

Der berühmte deutsche Schriftsteller Börne besah schon als Kind einen guten Humor. Als ihm einst die keisende Haushälterin zurief: „Du kommst gewiß bereinst in die Hölle!“, erwiderte der Knabe gelassen: „Schade, so werd ich Dich also auch jenseits nicht los!“

Der Zufall wollte es, daß zu jener Zeit, als Napoleon seine Brüder und Verwandten zu Fürsten machte, gerade die Kapsernte nicht auf geraten und das Del infolgegefallen recht teuer war. Ein Wikbold nahm diese Tatsache als Anlaß zu der Frage: „Wie kommt es, daß in diesem Jahr das Del so teuer ist.“ die er mit den Worten beantwortete: „Weil so viele Könige und Fürsten ge- sst und so viele Republikken gebaden werden!“

Am Anfang des vergangenen Jahrhunderts war das Brillentragen so in Mode gekommen, daß es heinahe zum guten Ton gehörte, ein Augenglas zu tragen. Ein Bauer, der in einem entlegenen Orte wohnte, bemerkte, daß sich alte Leute zum Teil dieser neumodischen Einrichtung bedienten. Bei seinem nächsten Aufenthalt in der Stadt begab er sich zu einem Brillenhändler, probierte eine Brille nach der andern und versuchte zu lesen, was ihm jedoch durchaus nicht gelang. Schließlich fragte ihn der Verkäufer, der schon ungeduldig wurde, ob er denn vielleicht gar nicht lesen könne. „Wenn ich lesen könnte“, entgegnete der Bauer höchst verwundert, „dann würde ich mir doch keine Brille kaufen!“

Bei einer der ersten Aufführungen von Wedekinds veronensreichem „Marquis von Keith“ waren nur ein paar Personen im Theater, die im dritten Akt Radou moßten. Wedekind trat kurz entschlossen an die Rampe und schmetterte ins leere Saais: „Vershalten Sie sich rubig, wenn Sie keine Kritik haben wollen, denn die Darsteller sind hier in der Mehrheit.“ Das entschied den Erfolg.

Arthur Schnitzler und Hugo von Hofmannsthal wollten sich bei den Salzburger Mozart-Festspielen treffen. Schnitzler war ein paar Tage eher dort, beiorate Eintrittskarten und drahlerte an Hofmannsthal: „Sthe beiorate Hotel Römischer Kaiser.“ Schnitzler: „Wenige Stunden später telegraphierte Hofmannsthal zurück: „Warum stiegt Du beiorate Römischer Kaiser? Hofmannsthal.“

Der Lustspieldichter Gustav von Moser erhielt eines Tages folgendes Telegramm: „Trefse abends neun Uhr ein. Erwarte mich, die Dide.“ — Das Telegramm erreichte die Eiferjucht seiner Frau, und um den Schwereidner zu ertappen, ging sie heimlich auf den Bahnhof, wo — der Gebeime Nymdanzrat Diederide aus Dessau dem Zuge entstieg und auf den Moser zuickte.

Verantwortlicher Schriftleiter: Redakteur S. Winter Karlsruhe.

Südenraber auf Hüben. Die Insel Hüben besitzt eine ungewöhnlich große Zahl von Hübenrädern. Das größte ist der „Hübenrader“ bei Sagarb, der volle 10 Meter hoch ist. Die meisten entstammen der mittleren Steinzeit, doch manche auch der Bronzezeit, wie aus den in den Gräbern gefundenen Geräten, die den Toten mitgegeben wurden, zu erkennen ist. Die Steinzeitgräber enthalten Keile, Meißel und andere Geräte, aus Feuerstein oder auch aus Tierknochen gefertigt, die Bronzezeitgräber auch bronzene Spangen, die in Urnen verwahrt sind. Die Hübenräder bestehen aus zu großen Grabkammern aufgeführten Steinblöden, über die ein Deckstein gelegt ist. Oben wurde meistens eine Lehmfläche darauf gelegt und dann über das Ganze eine Erdbedecke, die wohl die Bestatteten vor Tieren schützen sollte. In nordischen Ländern finden sich ähnliche große Steingrabkammern, die dort den Namen der „Hübenstuben“ (jaette stuer) tragen. Hier führt ein langer, schmaler und niedriger Steingang nach der eigentlichen Grabtude. Der Anlaß zu solchen Steingängen findet sich auch in einigen Hübenrädern auf Hüben. Die Toten sind in den Gräbern manchmal in liegender Stellung, gelegentlich auch in sitzender, der sogenannten Hoderstellung, beigelegt. Die Schädel sollen erkennen lassen, daß die Einwohner einer kurzköpfigen Rasse angehörten. Wenigstens ist dies in Vistow nachgewiesen, wo sich auch eine besonders große Wertstatt der Steinzeit zur Vertigung von Steinwerkzeugen befunden hat. Auch Anfänge von Töpfereiarbeiten sind hier entdeckt worden.

Literatur

Alle an dieser Stelle besprochenen und angeführten Bücher und Zeitschriften können von unserer Verlags-Buchhandlung bezogen werden.

Die neue Linie. Oktoberfest. Verlag Otto Weber, Leipzig. Preis 1 A. — Das neue Fest ist ebenso vielgestaltig wie reichhaltig. Es bringt Vieles und daher für Jeden etwas. Wilhelm Schäfer und Werner Fiedler, zwei gute Kenner des Bodenfees, haben den besonderen Oktoberzauber des Schwäbischen Meeres eingelungen. Ganz prachtvolle Aufnahmen vom See und seiner Landschaft illustrieren das geliebte Wort. Preis, Schömann äußert sich zu den modernen Wohnstätten, zu Glasräumen und Metallmöbeln. Peter Scher amüßert sich über die nervösen Berliner. Dazu noch der ausgezeichnete Modereil, durch den das Fest seine charakteristische Note als Frauenblatt erhält.

Rieber mit dem Faschismus! Die satirische Zeitschrift „Die Reuchstrate“ bringt im Oktoberfest unter diesem Titel eine vorzügliche Zeichnung ihres hervorragenden Mitarbeiter, der damit die letzten politischen Ereignisse in bildnerischer Form sehr lebhaft charakterisiert. Weiter bringt das Fest gelungene Bildlatten. Daneben gute satirische Beiträge. — In der vierseitigen Beilage „Wohlt über's Land“ werden Bilder aus der Arbeiterbewegung reproduziert, und ein geschätzter Aufsatz erzählt über die „Beschaffung von Strickbündeln“. — „Die Reuchstrate“ bewußt mit jedem Fest, daß die politische Satire eine der besten Waffen im politischen Kampfe ist, weshalb der Bezug dieser vorzüglichen Kampfschrift nur empfohlen werden kann. Der Preis ist: Einzelreprint 20 Pf.

Das Magazin. Man kann nur wieder einmal sagen, „schleht wie immer!“ Das bestätigt wie so oft auch die eben erschienene Oktobernummer. Artikel wie „Bitte recht freundlich!“, „Schreibt man eigentlich nicht hochachtungsvoll!“ und „Wie feste ich meinen Mann?“ behandeln Themen, die sicherlich lebermann interessieren, in leicht ironischer Art. Die erlebnisreichen Bilder der Internationalen Salons, wie der Titel bereits sagt, ein Auschnitt moderner Malerei. — Bedenk auf den glücklichen „Nischen“, ein illustrierter Reiseartikel. — „Die Dame in Schwarz“ und „Die Prinzessin auf der Erbise“, modische Beiträge. — „Was muß man vom Fernsehen wissen?“, ein schwieriges Kapitel moderner Technik wird hier auch dem Laien verständlich gemacht. — „Der Schpafogel“, ein paar lustige Denkfortaufgaben in Wort und Bild, und eine kleine Preisfrage „Kazja in der Unterwelt“. Daneben eine Reihe spannender Novellen, Zeichnungen, Karikaturen und eine große Zahl verschiedenartiger Bilder. Namen wie Rudolf Prescher, Fournier, Saleman, Seubdy und anderer bedürfen keiner Erläuterung.

Strahlen ohne Ende. Von Julius Ehrhardt. Kall-Berlag, Berlin-Wien, 256 Seiten, Reim 2.75 M., lat. 2.25 M. — Seiten sind Bücher die zum Maßstab an das Geschick der Zeit werden. Solche Bücher verdienen mehr als eine literarische Beachtung. Sie werden zum unbedenklichen Staatsanwalt gegen den Staat und die Barbarei seiner Institutionen. Ein solches „J'accuse“ ist der vorliegende Roman. Er enthält zweierlei: die äußere Handlung ist die Geschichte des 17jährigen Arbeitsbüchsen Hans Schulte; der Sohn eines Metallarbeiters aus der Großen Frankfurter Straße. Die Mutter arbeitet als Putzfrau bei der Danntank. Die eine Schwester ist Warenhausverkäuferin, die andere geht noch zur Schule. Ein Durchschnittsmittel: Arbeit, Müdigkeit, Sparamkeit, Enge. Da ist die Jugend freudlos und armsetta. Der Arbeitsbüchse unterrichtet 83 Karl. Das ist sehr viel. Und bevor man sich besonnen, ist das Geld weg. Dann kommt Hunger, endlose Wanderungen durch Straßen, Müdigkeit, Furcht — die famale Helle am Meer. Hier greift die Jugendbüchse ein. Freiheit, dann Mühsal, Vögel, Fährten. Der Ordnungssystemat klappt zu. Wer einmal in diese Maschine geraten ist, wird von ihr gerammt. Für die jungen Menschen ist die Fährtenanstellung unerschütterlich als Gefängnis. Da sind Sabiten, dann Ordnungsbüchse und ganz wenige die helfen wollen. Es bleibt: Flucht. Wohin? Der Versuch zur Arbeit, zur Wiederherstellung der „anständigen“ Erziehung. Opferbereitschaft, tapferer, unermüdbarer Kampf um die Einordnung in den Arbeitsprozess ist vernebens. Die Maschine erlaubt es nicht. Dann laubet er irgendwo in den Straßen ohne Ende. Hier heißt sie Mühsal. — Ist das die Geschichte von Hans Schulte? Nur nebenbei. Es ist der Roman der 3323 Jungen und 2626 Mädchen, die in frühlicher Fährtenanziehung sind. Das Schicksalbuch der hunderttausend Jugendbüchsen, die im Deutschen Reich zwangsversorgen werden. Das ist das Bedeulame dieses Buches. Es wird die grauenhaften Enthaltungen des Schein-Prozesses nachhalten. Der Autor, ein sünderer Beamter des Bundesnachrichtendienstes Berlin, hat hier Fährten und Fährten mit bühnenlicher Eindringlichkeit und menschlicher Wärme gestaltet. Ein bedeutamer, ein zeitkritischer Roman, der tief hinein leuchtet in das Verdrängungsgebiet einer Institution, die vorgibt, der Jugend zu helfen und sie zerstört.

stellung zu der Stadt wieder bekommen habe und aus neu, die alten Gassen durchziehe, die jetzt schon leise von den Schatten der Dämmerung umschleiert sind, was eine besonders feine Stimmung hervorruft.

Sei es das alte Gasthaus zum Lamm, das aus den Vorgängen der Bauernkriege rühmlichst bekannt ist, sei es das ehemalige Dominikanerinnenkloster, der Faulturn oder der Markturm mit Röderbogen, das Inventarshaus, der Pfaffen oder wie die idyllischen Punkte alle heißen mögen, man wird nicht müde zu schauen, zu grübeln und zu dichten, wie es wohl gewesen sein möge, als all diese Tore, diese Kapellen und Türme, diese Patrizierhäuser und böse wirkliche Berechtigung gehabt haben und mit lebendigem Leben erfüllt gewesen waren.

Reise verdimmt der Tag. Müde sinkt man zur Ruh' mit dem glücklichen Gefühl, etwas ganz Besondere und Schönes in sich aufgenommen und für alle Zeiten in sich bewahrt zu haben. S. D.

Im fünften Erdteil

(Zagebuch einer Weltreise.)

Von Kurt Offenbura.

Rauschpause und Arbeitslohn

Unter Schiff lag im Hafen und sub Wehl, die ganze Nacht hindurch. Abends um neun ging die Schicht die Ganway hinunter, und alle Mann haben eine Weile am Bier und rauchen.

Einer der Steuerleute kam vorüber und ich fragte, ob die Ladung fertig sei.

„Morgen mittags vielleicht,“ antwortete er. „Jetzt haben die Leute eine Rauschpause.“ Er ging weiter nach Lud 4, das fast voll war mit Ladung, und trug etwas in sein schabiges Notizbuch.

Rauschpause?

Ich sprach mit dem Kapitän, wollte mehr wissen. Er schimpfte nur auf Australien, „diese verrottene Gegend,“ im allgemeinen und auf die Hafenarbeiter im-besonderen; aber eine Auskunft konnte er nicht geben.

Als die Schicht wieder an Bord und an der Arbeit war, unterhielt ich mich mit einem der Windenführer. Die haben zwischen jedem Gang einige Augenblicke Zeit für einen Schwatz, gerade so lange, bis die neuen Sätze bereit sind zum hochwinden. Er war ein Mann von ungefähr fünfzig Jahren, seit dreißig Jahren Mitglied der Union (Gewerkschaft) und er sagte nur auf meine Frage: „Selbstverständlich haben wir Smole hours.“ Die nächste ist um 3 a. m. Weshalb nicht?

Eine Unterhaltung war schwierig in dem Lärm, außerdem kam ich mir dumm vor mit meiner Frage. Ich beschloß, am nächsten Morgen zum „Verband der Hafenarbeiter“ zu gehen und mir dort alle wissenswerten Auskünfte zu holen.

Ich erfuhr, was ich wissen wollte; und obendrein gab man mir bereitwillig einige Ziffern.

Hier ist ein kurzer Auszug meiner Notizen: Arbeitsbedingungen der Hafenarbeiter in Australien:

Wird an außergewöhnlichen Feiertagen gearbeitet, wie Sonntag, Karfreitag, Aftstundentag, so ist ein Stundenlohn von 6.50 M zu zahlen. Der reguläre Stundenlohn beträgt 3 M, gewöhnliche Ueberstunden werden mit 4.10 M, außergewöhnliche mit 5.20 M bezahlt. Soll während der Essenszeit gearbeitet werden, so ist 2.75 M extra zu zahlen per Stunde, und zwar so lange bis die Leute ihre Mahlzeit hatten. Angebrochene halbe Stunden sind als volle Stunden zu bezahlen. Rauschpause von 21 bis 21.30 Uhr und von 3 bis 3.30 Uhr sind zu bezahlen. Keine Entlohnung soll stattfinden, wenn die Arbeit um oder kurz vor 21 oder 3 Uhr beendet ist. Wird während der Rauschpause gearbeitet, so ist der doppelte Lohn zu zahlen.

Besondere Ladung — Gefrierfleisch, Butter, Mehl, Weizen, Explosivstoffe — wird nach Sondertarif bezahlt. Beispiel: Weizen in Säcken mit 3.20 M die Stunde, loser Weizen mit 4 M, allerdings nur zwischen 8 und 17 Uhr. Ueberzeit von 17 Uhr bis Mitternacht, wird mit 4.50 M und 5.25 M, besondere Ueberzeit von Mitternacht bis früh sieben mit 5.25 M und 6 M pro Stunde berechnet. Gleichgültig, ob ein Mann trimmt, lädt oder Winden führt.

(In Deutschland wird für eine Tagelohn von acht Stunden — volle Arbeitszeit — 8.80 M bezahlt.)

Und eine kleine Rechnung

Siebenunddreißig Kisten Stückgut kosteten an Fracht von Hamburg nach Brisbane — eine Reise von sechs Wochen 1400 M. Die gleichen 37 Kisten kosteten von Brisbane nach Rom — 225 Meilen, eine Reise von sechs Stunden — 3850 M.

In beiden Summen ist die Verladegebühr in den betreffenden Ländern eingerechnet; je einmal Umladen von der Eisenbahn ins Schiff und vom Schiff in die Eisenbahn; einmal in Deutschland, einmal in Australien.

Die Lebenshaltung in Australien ist etwa 30 Prozent teurer als in Deutschland.

Kommentar? Mach' ihn dir selbst.

Fahrt ins Industriegebiet

Sie ist eigentlich ein schwimmender Güterzug und Passagiere nimmt sie nur so nebenbei mit, die alte „Gwödir“ der Newcastle und Hunter River Steamship Co. Pünktlich um 23.30 Uhr drehte sie vom Kai ab, von einer nächtlich trüblichen Laderampe, glitt aus dem Hafengebäude heraus, unter der großen Sodnen Brücke hindurch, und als wir die Heads hinter uns hatten, stampften ihre armliebigen weitaufenden Tonnen durch die schwere Passivdünnung. „Schon lange her, daß Sie zuletzt auf einem Schiff waren?“, sagte Mr. Leo Buring und lachte.

„Unlaublich lange — fast fünfzehn Wochen.“

Wir standen auf dem Oberdeck vor unseren Kabinen, das kreisende Leuchtfeuer von Waffons Bay wurde schwächer und schwächer, und die „Gwödir“ kam immer schwerer ins Stempfen.

„Einen Drink vor dem Schlafengehen? Was wär's damit?“ Wir flogen hinunter in die Bar. Hintern Schanztisch stand ein dreizehntägiger Steward gelangweilt und verdrießlich. Die einzigen Gäste, das waren wir.

„No business at all.“ sagte er auf unsere Frage, weshalb er keine richtige Auswahl an Getränken habe. Früher, vor einem Jahr noch, da sei es besser gewesen.

„Keine Seltsamkeit, daß sie bis früh um sechs hier überm Tisch hängen. Yes Sir, und drüben im Salon, sei es auch nicht gerade trocken ausgegangen. Alles vorbei, verdamnte Zeit eben.“

Er meinte noch, jetzt kämen die Passagiere und leuten sich gleich schlafen und keiner liege einen Bob (Schilling) springen; und überhaupt, die ganze Schiffsahrt mache keinen Spaß mehr. Heute nach seien nur wieder fünf Karten verkauft worden, und mit Ausnahme den Gentleman — gemeint war mein Freund Buring und ich — hätte sich niemand bei ihm hier leben lassen.

„Aber die Depression wird wohl bald vorbei sein.“

Das war wieder der gleiche, bequeme Trost, wie man ihn überall und am Ende eines jeden Gesprächs hören konnte.

„Beneidenswerter australischer Optimismus,“ sagte ich während wir hinauf zu unseren Kabinen gingen. „Ich wünschte wir hätten in Deutschland etwas mehr davon.“

„Es ist eine Frage des Klimas, und außerdem ist diese Wirtschaftskrise die erste seit einer Generation. In einem winterlosen Land — veralichen mit Ihrer Heimat haben wir das ganze Jahr über Sommer — sieht der Mensch weniger trübsinnig in die Welt.“

Die schwersten Dinge werden erträglicher, wenn die Sonne scheint. Das klappt, ich weiß. Aber ich könnte Ihnen ein Dutzend Einwanderer aus nordischen Ländern nennen, die schon nach wenigen Jahren sich völlig gewandelt hatten. Ihr Temperament wird nicht nur aufgetaut, das Klima schmilzt es um; und ich verführe Ihnen, in der australischen Luft kann kein Pessimismus gedeihen.“

Ich wandte ein, daß viele der besten Wuchsgesänge von einer großen Trauer durchflungen seien.

Das sei schon richtig, entgegnete mein Freund; aber die Schwermut, die ich in der australischen Dichtung fände, sei wie die Schwermut der Natur, das selbstverständliche Gegengewicht zu ihrer Heiterkeit. Die hellste Landschaft habe ihre schwermütigen Akente, aber das habe nichts zu tun mit Pessimismus.

Wir hatten das schwere Stampfen des kleinen Schiffes ganz vergessen, und plötzlich entdeckten wir, daß es inzwischen 2 Uhr früh geworden war.

Hier Stunden später, pünktlich auf die Minute, lief die „Gwödir“ in Newcastle ein und begann Kisten, Körbe, Säcke zu entladen.

Dieser Eilfrachtdienst macht der Eisenbahn nicht unbedenkliche Konkurrenz, und zwar nicht allein durch die billigere Frachtrate, sondern besonders durch die günstige Beförderungszeit. Du kannst abends um 11 Uhr noch einen Korb Obst in Sodnen aufgeben und morgens um 6 Uhr, noch bevor die Geschäfte öffnen, ist er frisch und unverstaut in der Industriestadt. Die Eisenbahn dagegen hat ihren Dienst so „praktisch“ eingerichtet, daß die Güter vor 6 Uhr abends abgeteilt sein müssen und außerdem sind sie auch nicht früher im Kohlenrevier. Dieses kleine Beispiel zeigt eine der Ursachen, weshalb das australische Eisenbahnbudget unter einem dauernden Defizit leidet.)

„Nicht vor acht Uhr, meine Herren,“ sagte der Hausdiener des Hotels, wo wir den kleinen Koffer abstellten, auf unsere Frage nach einer Tasse Kaffee.

„Genauere Einhaltung des Aftstundentages,“ erklärte mein Freund.

„Und wenn jemand mit einem Frühhaus abreisen will?“

„Fährt er eben ohne Frühstück. Was ist schon dabei?“

Das war wieder — es gibt kein besseres Wort dafür — durchaus: Australien. Macht der Gewerkschaften, straffe Einhaltung der Arbeitszeittabelle und Selbstverständlichkeit, daß man sie respektierte. Zur Bequemlichkeit von ein Dutzend Reisenden, die Arbeitszeit der Kellner anders einzuteilen und das Frühstück vor acht bereit halten? Hässliche Zumutung.

Wir hätten also Zeit genug für einen Spaziergang. Obgleich Newcastle (mit über hunderttausend Einwohnern) das Herz der australischen Kohlen- und Eisenindustrie ist, blieb es in seinem

äußeren eine ärmliche Provinzstadt. Eine Hauptstraße: Banken, Büros, und um das ganze witterte — trotz des schönen Sommermorgens — jene bedrückende Atmosphäre, die allen Bergwerksgenossen der Welt eigen ist. Vielleicht ist es nur eine Nebenwirkung wie die ruhmreichen Säulerfronten, vielleicht ist es ein Tiefere, wie die unsichtbare seelische Schwingung der Bevölkerung, vielleicht ist es unser Wissen vom Los des Bergmanns, vielleicht sind es alle drei Faktoren zusammen, daß wir in Böhmen und Cardiff, in Lille und Pittsburg stets von der gleichen Trauer überbumpelt wurden.

Und dennoch entdeckte ich hier auf dem morgentlichen Rundgang ein Neues und bisher noch in keiner Industriestadt der Welt Erlebtes: Lausende waren zu dieser frühen Morgenstunde am Strand. Meer! Badeten, lagen in der Sonne, trieben Spiele im Sand. Es war ein stetes Kommen und Gehen von den nahegelegenen Wohnhäusern, die sich weit hinter der Düne dehnten, eilten sie herunter in buntenfarbenen Trikots, um rasch zu baden, rasch von der Sonne beschienen zu lassen, bevor sie ihr Tageswerk in Fabriken, Büros und Läden begannen.

Selbst im schmutzigen Newcastle ist der australische Mensch noch beneidenswert.

Drei im Abteil

Von Georges Sim.

Der Zug 133 hatte einen polnischen und vier deutsche Wagen. In einem der letzten hing ein weißes Schild „Kowno—Kiaa“. In diesen Wagen stieg ich ein. Es war um 21.20 Uhr. Der Zug fuhr um 22 Uhr. Doch die Vorhänge vor den Gangfenstern des ersten Abteils waren schon vorgezogen. Vertrauliche Luft schlug mir entgegen. Eine ganze Familie schlummerte dort mit ausgebreiteten Beinen auf mitgebrachten Kissen. Das zweite Abteil „Reserviert“ war noch leer. In der Ecke verschwand einer hinter einer offenen Zeitung. Das Blatt zitterte bei meinem Eintritt. Ich erkannte dahinter ein Auge, ein junges Gesicht. Ich setzte mich zurück. Auf dem Bahnhof war es kalt, im Wagen dagegen drückend heiß. Eisblumen verzerrten die Fenster. Der Sebel an der Heizung war nicht zu bewegen.

All dies ist unwichtig. Jedoch die oberflächlichsten Dinge sind mir in Erinnerung geblieben. Ich hielt die Pfeife zwischen den Zähnen. Abfahrtsseihen. Tirauflagen. Ich wollte die Fenster öffnen. Da wurde ich abgelenkt. Ein Mäntelkopf streckte sich durch den Türspalt. Ich war innerlich wütend. Ich hatte mich auf die Bank legen wollen. Der Mann würde sich nun gewiß auf meine Seite setzen und mir allen Platz nehmen!

So geschah's denn auch! Als der Mann eintrat, ruckte der Zug an. Der Mann brachte einen nablaten Hauch mit, der sich förmlich mit der heißen Luft mischte. Er war groß, schwer, breit, die Züge derb, die Kleidung dunkel. Er hatte einen schwarzen Bart. Der runde schwarze Hut auf seinem Schädel war zu klein. Er leate kein Gedächtnis des jenseitigen mit unburchdringlicher Miene. Der Mann trug an der rechten Hand — einer häßlichen, kurzfingerigen Hand — einen Siegelring. Siegelringe kann ich nicht leiden.

Der Zug rollte dahin. Die Zeitung verbedte den anderen Reisenden. Aber als er das Blatt umwandte, bemerkte ich, daß der junge Mann unieren Dritten anah.

Der junge Mann war ungefähr zwanzig Jahre alt. Die Haare trug er lang, zurückgekämmt, gewellt. Er hatte ein bleiches nervöses Gesicht. Ich weiß nicht, warum ich seine Schube anheben mußte. Ich glaubte sie wären schwarz, verknittert, verbeult, ganz und gar nicht! Sie waren neu.

Er mußte die Zeitung schon längst durchgelesen haben. Dennoch behielt er sie vor dem Gesicht. Ich veruchte auch zu lesen. Doch die Bilder des Magazins verschwammen vor meinen Augen. Meine rechte Schulter tat vom Anlehnen weh. Ich setzte mich anders . . .

Nun fuhrn wir schon mindestens eine Stunde. An die Höhe hatten wir uns gewöhnt. Ich sündete mir wieder meine Pfeife an. Und jetzt erst ward mir das Drama klar. Ja, in dem Abteil spielte sich ein richtiges Drama ab.

Die Zeitung in den Händen des jungen Mannes hing wehleidig zernütert vor seinem Gesichte. Die neuen Schube aufden festkam hin und her. Ich sah ein Auge und den einen Katenflügel. Und ich begriff: der junge Mann hatte Furcht. Der Katenflügel bedte; das Auge veruchte, sich von dem dritten Reisenden loszumachen, doch es konnte nicht. Das Auge war braun. Goldene Lichter spielten darin. Mechanisch sah ich auf den Mann mit dem Bart. Ich verstand! Der Mann sah unbeweglich in derselben Haltung, in der er die Reize begonnen hatte. Kein Fuß war verrückt. Die Hand mit dem Siegelring lag noch immer auf dem rechten Knie. Er starrte vor sich hin und zeigte den Ausdruck vollkommener Befriedigung. Er hatte nicht den Wunsch, zu lesen, zu schlafen, hinauszugehen. Der lächerliche runde Hut war ihm in die Stirn gerückt.

Er wird ihn verhassten . . . Dieser Gedanke brang mich ohne Ueberlegung an. Ich war überzeugt, daß der Mann mit dem Bart ein Kriminalbeamter in Zivil sei, der den jungen Reisenden verhassten würde. Diese selbige Sicherheit, diese Kraft, die amtliche Zögigkeit auf der einen Seite. Auf der anderen diese aufseherliche

den Menschen. Eine banale Angst. Die war so groß, daß der junge Mann das Blatt vermittelte und zur Erde warf. Er wußte sich entdeckt! Das Papier schützte ihn nicht mehr. Ich bin sicher, der junge Mann war nahe daran, loszulaufen: „Borwärts! Verhassten Sie mich! Sie haben gesiegt. Aber machen Sie ein Ende!“ Sein Blick haftete am anderen. Der rührte sich nicht. Auch ich wurde ängstlich. Ich fand dies Spiel sinnlos. Ich wollte schon herausgehen: „Verhassten Sie ihn doch, wenn es Ihre Pflicht ist! Aber quälen Sie ihn nicht länger! Verhängern Sie nicht Ihren Triumph.“

Ich schwöre: ich haßte den Mann mit dem Bart. Ich haßte selbstbewusste Menschen, die sich nicht zu beulen brauchen, die ihre Macht so lange wie möglich auskosten! Ich notierte Einzelheiten: Zum Beispiel den Koffer des jungen Mannes, der so neu war wie die Stiefel. Der Anzug war alt, der Mantel aber neu. Was hatte er angezogen? Er hatte solche Angst. Er sagte heiser: „Gesahnten Sie, daß ich das Fenster öffne?“ Es kam mir vor wie der letzte Wunsch eines zum Tode Verurteilten. Auf seiner Stirn standen Schweißtropfen. Der Zug hielt. Der junge Mann wurde immer aufgeregter. Eine tiefe Falte stand auf seiner Stirn. Er sah auf die roten und weißen Lichter, auf die Schatten, die im Dunkel konturierten.

„Abfahrt!“ Er dachte wohl an die nächste Station, die Grenze. Doch der Mann war noch immer da, immer noch unbeweglich. Nur die Beine hatte er übereinander geschlagen. Der junge Mann erhob sich. Er blickte mich an, als er an mir vorbeiging, und sagte höflich: „Pardon!“ Er trat auf den Gang, ohne die Abteiltür zu schließen. Ich sah auf den Mann mit dem Bart. Der veränderte sich nicht. Er wartete. Fürchtete er nichts?

Mein Herz klopfte zum Herzspringen. Der junge Mann war noch keine Minute fort. Da stand ich auf. Ich haßte den Gang entlang. Eine Tür schlug auf und an. Ja! Die Zugtür am Ende des Ganges war offen. Ich riss an der Notbremse. Mit meinem ganzen Gewicht hing ich an ihr. Ein Ruck. Halten. Verschlafene Gesichter. Deutliches, französisches und polnisches Gesicht. „Ich war's“, sagte ich zum Zugführer. „Ein junger Mann ist aus dem Zuge gestürzt. Schnell! vor noch nicht zwei Minuten.“

Die Leute liefen mit Laternen die Schienen ab. Die Kälte strömte von draußen durch den Zug. Ich suchte den Mann mit dem Bart. Ich haßte die Kälte. Tränen standen in der Abteiltür. Das bedrückende Pöbeln sah noch immer in meinen Zügen. Ich dachte ihn am Rod. „Nun? Zufrieden, was?“ Ich zeigte ihm das Licht, das von fern langsam heranlam und einige Männer erkennen ließ, die etwas Langes, Schmales schleppten. Er sah mich fremd an. Zum ersten Male sah ich ihm gerade in die Augen. Ich erkannte über ihre Ausdruckslosigkeit. Ich entdeckte ein Schild an seinem Gedäch, das über seinem Eis lagerte: „Max Stumpf. — Eier, Butter, Käse.“

Die Lokomotive schrillte auf. Die Männer stiegen mit ihrer Last in den Zug. Ein Blick genügte: Der hatte ausgelitten.

Wir kamen mit etwas Verpütung an der Grenzstation an. Der Mann mit dem Bart stieg aus. Als ich allein war, wachte ich es, das Zeitungsblatt unter dem Platte des jungen Mannes hervorzuheben. Als erstes las ich: „Herr Leon, Direktor der größten hiesigen Bank, hat einen seit Monaten heimlich geübten Betrug entdeckt. Einer seiner Angestellten, Herr Julien Massart, ist geflohen. Man ist ihm scharf auf der Spur.“

Man hatte vergessen, das Gedäch des jungen Mannes aus dem Abteil zu holen. Eine verhoffene Mappe, nicht neu wie der Koffer, trug das silberne Zeichen S. M.

(Berechtigter Uebersetzung von Uriel M. Jacobo.)

Welt und Wissen

Der Floh stirbt aus! Der Floh, nicht ein beliebiger, sondern unter den vielen hundert Floharten, die es gibt, gerade der Floh, der uns sozusagen am nächsten steht — der Pulox irritans, wie er um seiner naben und störenden Beziehungen willen heißt, die ihn mit dem Menschen verbindet, stirbt aus. Die Kunde von dem Aussterben des Menschenfloh kommt aus Darmstadt. Ein dort ansässiger Arzt vermisst seit längerer Zeit schon an seinen Patienten und Patientinnen die Spuren der Flohstättigkeit. Er beschloß, der Sache nachzugehen. Bei der Flohsequete, die er daraufhin veranfaßte hat, hat sich herausgestellt, daß der Floh im Aussterben ist. Jedenfalls hat uns in Mitteleuropa — für eine biologische Untersuchungsreihe hat sich das Museum für Naturheilkunde in Berlin Nähe in größerer Zahl eigens aus Rumänien verschrieben müssen. Sie sollen allerdings, so transportabel der Floh auf seinem natürlichen Nährboden sonst ist, den Transport schlecht überstanden haben. Was nun das Aussterben der Flohe veranlaßt hat, das weiß man nicht genau; vielleicht hat eine Epidemie unter ihnen gewütet, vielleicht haben sich auch bei der fortschreitenden Hygiene die Lebensbedingungen für ihn in den letzten Jahren so ungünstig entwickelt, daß er nur noch schwer sein Auskommen findet. Jedenfalls ist er zu einer Seltenheit geworden. Wenn juckt, der frabe sich — das wird man auch weiter noch sagen können, denn der Floh hat vielerlei Konkurrenten. Aber die Fische kühlen hören oder gar jemand einen Floh ins Ohr leben — das wird in Zukunft also ziemlich schwer fallen. Wir werdens ja sehen!